

(Nachdruck verboten.)

Die Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Regö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Und dann die Arbeit! Für einen Mann gab es immer Arbeit, zu der er seine Zuflucht nehmen konnte, wenn das Glück nicht standhielt. Pelle klemmte sich allen Ernstes dahinter; der Beamte, der die Schuhmacherei der Anstalt unter sich hatte, hatte Freude an ihm; er richtete viel mehr aus, als verlangt wurde. In seiner freien Zeit las er fleißig; er stürzte sich mit Eifer in den Gefangenenunterricht und lernte namentlich Geschichte und Sprachen; der Gefängnisprediger und die Lehrer nahmen sich seiner an und verschafften ihm Werke, die sonst den Gefangenen nicht zugänglich waren.

Wenn er dann so richtig müde geklopft von Müdigkeit war, ließ er die Gedanken Ruhe suchen, indem er sich mit seinem Heim beschäftigte. Die Müdigkeit breitete einen verführenden Schimmer über alles, und er konnte auf seiner Britische liegen und sich ganz gemütlich mit den Kindern zusammenleben, auch mit diesem Kuckucksjungen, der ihn immer mit einem wunderbar spottenden Ausdruck ansah. Nur Ellen kam er nicht nahe. So schön wie jetzt in ihrer Unnahbarkeit war sie niemals gewesen; aber sie ging da und schwieg rätselhaft zu allen seinen Versicherungen, starrte ihn nur an mit ihrem unergründlichen Blick. Er hatte sie und das Heim im Stich gelassen; er mußte das ja selber recht gut. Aber tat er denn nicht auch Abbitte? Es war doch i h r Kind, das er auf dem Schoß hielt, und er wollte das Ganze schon wieder aufbauen. Er hatte genug davon bekommen, heimatlos zu sein, und sehnte sich nach einem Herzen, an dem er den müden Kopf ausruhen konnte.

Das alles waren Träume; aber nun war er also auf dem Wege hinab, um von neuem wieder anzufangen. Er hatte keinen großen Mut; die Ungewißheit umschloß so viele Möglichkeiten. Gedeihen Ellen und die Kinder, und warteten sie noch immer auf ihn? Und die Kameraden, wie würde sich sein Schicksal gestalten?

Der ungewohnte Aufenthalt in der frischen Luft nahm Pelle sehr mit; sehr gegen seinen Willen saß er da und schlief ein, den Rücken gegen den Erdwall gelehnt. Die Sehnsucht, an das Ende des Weges zu gelangen, ließ ihn träumen, daß er weiter wanderte und seinen Einzug in die Stadt hielt; er konnte sie nicht wieder erkennen, so verändert war alles. Die Leute gingen in ihren guten Kleidern spazieren; sie wollten in den Wald oder sie wollten einen Vortrag hören.

„Wer arbeitet denn?“ fragte er einen Mann, dem er begegnete.

„Arbeiten“, sagte der Mann verwundert. „Das tun doch natürlich die Maschinen! Wir haben jeder drei Stunden Tageswache dabei, aber das wird bald auf zwei herabgesetzt, denn die Maschinen werden klüger und klüger. Es ist herrlich zu leben und zu wissen, daß es keinen anderen Sklaven gibt als die toten Maschinen, und das haben wir einem Mann zu verdanken, der Pelle heißt.“

„Das bin ich ja“, rief Pelle aus und lachte vergnügt.

„Du bist Du verrückt? Du bist ja ein junger Mann, und dies da ist schon viele Jahre her.“

„Ich bin es aber doch! Kannst Du nicht sehen, daß ich graue Haar habe, und daß meine Stirn gefurcht ist? Das hab' ich im Kampf für Euch bekommen. Kennt Ihr mich denn nicht mehr?“ Aber die Leute lachten nur über ihn, und er mußte gehen.

„Ich will zu Ellen gehen“, dachte er niedergeschlagen. „Sie muß für mich eintreten!“ Und im selben Augenblick stand er in ihrer Stube.

„Sehen Sie sich, bitte“, sagte sie höflich. „Mein Mann wird gleich kommen.“

„Aber das bin ich doch!“ rief er, dem Weinen nahe. Sie aber starrte ihn kalt und fremd an und ging nach der Tür.

„Ich bin ja Pelle“, sagte er und streckte flehend die Hand nach ihr aus. „Kennst Du mich denn nicht mehr?“

Aber Ellen öffnete den Mund, um zu schreien, und im

selben Augenblick stand der Mann drohend in der Tür. Hinter ihm guckten Lasse Frederik und Schwester ängstlich hervor, und Pelle stellte mit einiger gewissen Befriedigung fest, daß da nur die beiden waren. Aber das entsetzliche war, daß der Mann er selbst war, der richtige Pelle mit einem flotten, blonden Schnurrbart, der Glückslocke in der Stirn und dem Ausdruck des Drauflosgehers! Als er das entdeckte, brach das Ganze für ihn zusammen, und er versank rettungslos.

Pelle erwachte mit einem Ruck, in Schweiß gebadet, und erblickte dankbar die Felder und die helle Luft; er lebte also auf alle Fälle noch! Er erhob sich und wanderte mit schweren Schritten abwärts, während der Lenzwind kühlend seine Stirn trocknete.

Weit draußen hinaus gelangte er an Norderbrücke, hinter ihm versank die Sonne; es mußte jetzt um Feierabend sein. Aber die zahlreichen Fabriken pfliffen nicht; kein geschwärzter Menschenstrom wälzte sich aus den Seitengassen heran. In den kleinen Wirtschaftsgärten sahen Arbeiterfamilien mit Kinderwagen und Eklobern; sie waren in Staat und genossen den Frühlingsabend. War da doch etwas an seinem Traum gewesen? Dann war es festlich heimzukehren! Er fragte einige Leute, was hier vor sich gehe und erfuhr, daß heute Wahltag sei. „Heut erobern wir die Hauptstadt!“ sagten sie, lachten siegesgewiß.

Von dem Rondel bog er auf den Assistenz-Friedhof ein und ging die düstere Pappelallee bis nach dem Kapellenweg entlang. Gerade am Ende der Allee sah man die beiden kleinen Fenster im dritten Stockwerk; in seiner heftigen Sehnsucht meinte er, Ellen stehe da oben und winkte. Nun lief er, nahm die Treppe in Sprüngen.

Als er den Glockenzug ziehen wollte, hörte er fremde Stimmen dadrinne und blieb stehen, wie gelähmt. Die Tür sah kalt und gleichgültig aus, ein Namenschild war da nicht. Er ging langsam hinab und erkundigte sich im Grünwarenkeller, ob nicht im dritten Stockwerk zur Linken eine Frau wohne, die nähe? Sie sei von ihrem Mann verlassen und habe zwei Kinder, drei, verbesserte er sich demütig. Wo sie denn geblieben war?

Der Wirt war neu im Hause und konnte keinen Bescheid geben. Dann ging er wieder ins Haus hinauf und erkundigte sich von Stockwerk zu Stockwerk, aber ohne Ergebnis! Arme Leute pflegen nie lange in einem Hause zu wohnen.

Pelle schlenderte aufs Geratewohl die Straße entlang. Er dachte nicht daran, sich um Ellens Adresse zu bemühen, sondern sank nur mutlos zusammen; in seinem verkommenen Zustand hatte er den Eindruck, daß man ihn mied, und das drückte ihn nieder. Seine Seele war krank nach einem friedlichen Wort oder einer Liebesjong, und niemand nahm ihn in Empfang! Kein Auge leuchtete freundlich, weil er wieder frei war, und hier ging er und stöberte vergeblich die Treppe auf und nieder nach einem mitfühlenden Wesen. Da stieg ein plötzlicher Haß in ihm auf, eine böse Lust, auf das Ganze loszuschlagen und rücksichtslos seinen Weg zu gehen.

Es dämmerte. Unter der Kirchhofsmauer bei der Kreuzkirche spielten einige Kioskungen Kaschen auf Fahrrädern. Sie tummelten ihre Maschine wie Zirkuspferde und glichen kleinen Gauchos, warfen sich hinteniüber und fuhren mit dem Hinterrad allein und setzten springend über Hindernisse. Die Kaschen hatten sie auf den Rücken geschmalt, die blauen Mühenbänder klatschten ihnen um die Ohren wie Wimpel.

Pelle setzte sich auf eine Bank und verfolgte zerstreut ihr rücksichtsloses Spiel, während die Gedanken zu seiner eigenen Knabenzeit zurückschweiften. Ein Bursche von zehn, elf Jahren führte mit halbschererischen Kunststücken an, während er rief und kommandierte; er war der Führer der Bande und hielt seine Stellung mit harter Hand aufrecht. Das Gesicht mit der Stutznase strahlte von freier Unverschämtheit, die Mücke ritt auf zwei gehörigen Klappohren.

Die Jungen fingen an, den Fremden zur Zielscheibe ihres Uebermutes zu machen. Während sie vorüberliefen, taten sie so, als verlor sie die Herrschaft über ihre Maschine, so daß sie seinen Weinen einen Stoß verfehlten, und plötzlich riß ihn der Anführer die Mücke ab. Pelle nahm sie ruhig wieder auf, aber als der Junge in vorsichtigen Windungen

zurückgekreist kam, als sinne er auf einen neuen Gaunerstreich, sprang er auf und packte ihn im Nacken.

„Jetzt sollst Du ein paar Hiebe haben, Du Schlingel!“ sagte er und hob ihn vom Rad. „Aber es ist wohl ebenso gut, wenn Deine Eltern das besorgen. Wie heißt Dein Vater?“

„Er hat gar keinen Vater,“ schrien die anderen Jungen und schlossen drohend einen Kreis um ihn: „Laß ihn gehen!“

Der Junge öffnete den Mund, um eine Flut von Schimpfworten zu entsenden, hielt aber mitten darin inne und starrte Pölle entsetzt an. Die Angst leuchtete ihm aus den Augen; er wand sich wie ein Rasender, um frei zu kommen. Pölle ließ ihn verwundert los und sah ihn taumelnd das Rad besteigen und brüllend davonsausen. Die Kameraden jagten hinter ihm drein; sie glichen Schwalben, die sich auf der Flucht befinden! „Wart doch mal, Lasse Frederik!“ riefen sie. Er stand da und starrte ihnen nach, duckte dann den Kopf und schlenderte langsam in die Rorderbrückenstraße hinein.

Es war sonderbar, wieder in dieser Straße zu gehen, die so kräftig in sein Dasein eingegriffen hatte. Der Verkehr war hier schwerfälliger als anderswo, und das Pflaster setzte hart gegen hart; dieser Straße, wo jeder Schritt mit dem Gewicht der Arbeit kam, war eine eigene, eisenharte Zuberlässigkeit eingepägt.

Die Läden waren dieselben, er erkannte auch mehrere von den Kaufleuten wieder. Er suchte sich in dem Strom hineinzufinden, spähte nach den Gesichtern der Leute und sann darüber nach, ob wohl jemand ihn wieder erkennen würde; er wünschte und fürchtete es zugleich. Aber sie eilten vorüber, der eine oder der andere stuchte nur ein wenig über seine fremdartige Erscheinung. Er selbst erkannte die meisten, leibhaftig, als sei es gestern gewesen, als er mit Zehntausenden zu tun hatte; die dazwischen liegenden Jahre hatten ja keine neuen Gesichter zwischen ihn und die alten geschoben! Da gingen einige von seinen Leuten auf dem Bürgersteig mit Muttern unterm Arm, andere standen als Kutscher und Schaffner auf der Straßenbahn. Schlappe Kerle und schneidige Burschen — das war sein Meer. Er konnte sie bei Namen nennen und kannte ihre Familienverhältnisse. Nun, es war ja seitdem eine Menge Wasser ins Meer gelaufen.

Er ging in ein kleines Wirtshaus für reisende Handwerksburschen und bestellte Logis.

„Ah, Dir kann man es ja ansehen, daß Du einen Tag oder zwei außer Landes gewesen bist,“ sagte der Wirt. „Bist Du weit herum gewesen, Kamerad?“

„Ach ja, ein wenig von der Welt hatte Pölle ja gesehen. Und hier in der Heimat hatte sich ja auch allerlei verändert, wie ging es mit der Bewegung?“

„Großartig, Kamerad, gewaltig gut! Die Partei hat mächtige Fortschritte gemacht, heute erobern wir die Stadt!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

5) Im sonnigen Süden.

Von Max Werner.

In großer Zahl waren die Neger vertreten. Die Hälfte der Einwohner waren Farbige. Die jungen Burschen in tadelloser Wäsche und blank gepuhten Schuhen; rauchend und lachend zogen sie die Mainstraße auf und ab. Dazwischen auch verlumpfte Individuen, die verstoßen in die hell erleuchteten Geschäfte blickten und wohl keinen Cent in der Tasche hatten.

An einer Straßenecke stand ein großer Menschenhaufen beisammen. Ein farbiger Prediger hielt eine große Ansprache, warnte die Leute vor Alkoholgenuß und lieberlichem Lebenswandel und forderte sie mit kreischender Stimme auf, zur Kirche zu gehen und Gott vor Augen und im Herzen zu haben. Er stimmte ein Lied an, in das mehrere der Anwesenden einstimmten. Der dicke Prediger schwikte, die Schweißperlen liefen über sein schwarzes, glänzendes Gesicht. Er übertrönte die anderen mit seiner Stimme, die roten Lippen klappten auf und nieder.

Auf Robert machte das einen komischen Eindruck, und er lachte, ohne daß er es wollte, schallend auf. Die Rächststehenden wandten erregt die Köpfe nach ihm um, und drohende Blicke trafen den Spötter. Klein nahm Robert rasch beim Arm und zog ihn fort. Verwünschungen und Schimpfworte wurden ihnen nachgerufen.

„Du darfst um alles in der Welt die Komödie nicht lächerlich machen,“ warnte Klein, „die Idioten hau’n Dich braun und blau.“

„Warum hält man die Predigten auf offener Straße ab.“

„Das war ein Wanderprediger. Die ziehen umher, es ist eine Art Belehrungsmission. Die Männer, die dort herum-

stehen, hören andächtig zu, solange der Redner spricht. Es ist eine Abwechslung. Hat er geendet und geht weiter, dann verlieren sich auch die Zuhörer. Zwei vom Hundert gehen vielleicht nach Hause, die übrigen zerstreuen sich in den nächsten Saloons, besaufen sich und denken nicht mehr an die Predigt.“

Sie waren bei Fricz’s Place angelangt und gingen hinein. Eine dicke Luft herrschte hier, Tabaksqualm drang ihnen entgegen. An der Bar standen die Arbeiter, Mann an Mann, tranken, rauchten und wetteten. Hinter der Bar stand neben dem häßlichen Wirt ein überreicher, kräftiger Mulatte mit klugen Gesichtszügen und gecheiteltem Kopfsaar. Ein schmuder, flotter Mann neben dem „Ungeheuer“, wie Klein den Wirt gern nannte.

„Da ist mein Freund Harry,“ sagte Klein und reichte dem farbigen Schankgehilfen die Hand.

„Zwei Bier?“ fragte dieser auf deutsch.

„Und zwei Zigarren,“ ergänzte Klein.

Harry stellte das Gewünschte vor die beiden hin.

„Hier ist ein S-treichholz,“ sagte er noch, mit seinen wenigen deutschen Worten brillierend.

Im Hinterzimmer war alles besetzt. Bei den Riggern hinter der Holzwand ging es ebenfalls lustig zu, sie tranken einen Topf nach dem anderen.

An der Bar waren zwei Amerikaner in Streit geraten, ein langer Zimmermann aus Wisconsin griff die südlichen Demokraten wegen ihrer Niggerfeindschaft an, und ein stämmiger Kollege von ihm, der aus Texas gebürtig war, verteidigte Demokraten und Südstaaten. Beide hatten viel getrunken und fanden wohl mehr Freude am Randalieren als an ihrer politischen Ueberzeugung.

„Ganz erbärmliche Kerle seid Ihr Demokraten,“ rief der Lange aus Wisconsin, „schafft erst mal geordnete Zustände in Eurem Süden, dann könnt Ihr mitreden.“

„Du bist ein aufgeblasener Republikaner,“ erwiderte der andere, „wenn Dir einer bei der Wahl ein paar Dollar in die Hand drückt, wählst Du demokratisch.“

Der Lange redete sich und trat einen Schritt zurück. „Willst Du das zurücknehmen, Du verdammter Hundesohn?“ schrie er den anderen an.

Dieser stellte sich breitbeinig hin und antwortete ruhig: „Hundesohn bist Du!“

Im Nu hatten die beiden Streitenden Hut und Rock abgeworfen und waren auch schon im Kampf. Sie boxten auseinander los, und nach einer Minute hatte der Lange einen Schlag unter das Kinn erhalten, daß ihm das Blut aus dem Munde strömte. Er war auf die Seite gewankt, aber nur für einen Augenblick. Schon war er wieder dicht an seinen Gegner herangesprungen und führte einen unheilvollen Schlag gegen dessen Gesicht.

Der Texaner taumelte auf die Seite und preßte beide Hände auf sein linkes Auge. Er stöhnte laut. Einige halfen ihm, den Rock überzuwerfen und begleiteten den Wankenden hinaus.

„Ich denke, Du bist zufrieden,“ rief ihm der Lange höhniisch und roh nach; dann wischte er das Blut aus dem Gesicht und verließ ebenfalls das Lokal.

Das alles war so rasch vor sich gegangen, daß Robert erstaunt aufatmete.

„Was war denn das?“ fragte er Klein.

Dieser lachte auf.

„Das war eine kleine Bogerei. Die gehen ins Hospital und lassen sich verbinden, dann hat sich die Sache erledigt. Der Dide hat wahrscheinlich nur noch ein Auge, der Schlag sah zu gut.“

Robert schüttelte den Kopf.

„Ist das nicht Wahnsinn?“

„Du siehst, mein Junge,“ warnte Klein, „man darf sich hier nicht in alles mischen. Man muß kaltblütig Streitigkeiten aus dem Wege gehen und dem Amerikaner, wenn er voll Whisky ist, recht geben. Sonst hast Du schnell ein Auge eingebüßt.“

Harry setzte ihnen frisches Bier vor. Robert kam es vor, als ob die Augen des Mulatten einen triumphierenden Blick hätten. Jedenfalls freute er sich, daß einem Niggerfeind ein Auge ausge schlagen worden war.

Auf dem Heimwege erzählte Klein, daß Harry das geistige Oberhaupt der Neger in Forhill sei. Er habe eine gute Schulbildung und versuche, durch Vereine und Unterstützungsklassen seine Rassenossen zu organisieren, sie zu höherer Bildung zu erziehen, zu tüchtigen fleißigen Arbeitern zu machen und auf diese Weise von den Amerikanern größere Achtung und bessere Behandlung zu erzielen.

Weihnachten war vorüber.

Robert hatte nicht viel davon gemerkt. Hier fehlte alle die Poesie und der Zauber deutscher Weihnachtsfeier. Wohl wurde in den verschiedenen Kirchen der Stadt Weihnacht gefeiert, es erklangen die kleinen eintönigen Glocken der Holzkirchen, aber sonst sah Robert weder Christbaum noch lachende Kindergesichter wie daheim.

Am Abend hatte der deutsche Klub eine kleine Feier veranstaltet, die aber ziemlich primitiv verlief, auf der gespielt, geraucht und gesungen wurde, die aber sonst durchaus nichts mit einer deutschen Weihnachtsfeier gemein hatte.

Das Wetter war noch warm und heiter. Robert war am Nachmittag mit John Klein durch die Waldungen der Umgegend gegangen und hatte sich daran erfreut, zu Weihnachten im Grase zu liegen und sich zu sonnen, während daheim vielleicht alles in Schnee und Eis starre,

Auf dem Heimweg gingen die beiden Freunde durch das östlich gelegene Stadtviertel, wo fast ausschließlich Neger wohnten. Robert machte es viel Vergnügen, die dickköpfigen Kinder mit den großen fragenden Augen und den Perlzähnen nach Straßen zu fragen. Höflich und bereitwillig antworteten ihm die Kinder.

Die Häuser sahen oft recht übel aus. Vernachlässigt, die Fenster unsauber und ohne jeden Schmuck. Die Leute selbst sahen auf ihren Stühlen vor dem Hause oder wohl auch zu ebener Erde. Alle schienen ein zufriedenes und harmloses Leben zu führen.

Und doch war auch unter diesen scheinbar demütigen und unterwürfigen Menschen, die der stolze Amerikaner so gern als zweitklassig behandelt und nicht viel höher einschätzt als seine Pferde oder Hunde, seit einiger Zeit eine gefährdende Bewegung entstanden.

Viele ihrer Rassenossen strebten nach höherer Bildung und einige Wohlhabende hatten studiert und bekleideten Stellen als Lehrer, Juristen, Prediger, Musiker usw. Diese erkannten das Unrecht, das ihren Stammesbrüdern zugefügt wurde, und versuchten Abhilfe zu schaffen, klärten die intelligenteren Jugend auf und brachten ihnen Selbstbewußtsein bei.

Robert hatte beobachtet, daß zum Beispiel die alten Neger höflich grüßten und vom Fußsteig herabgingen, wenn ihnen zwei Weiße entgegenkamen; die jüngeren taten dies nicht: sie waren gleichberechtigte Bürger, wußten das und waren entschlossen, ihre Rechte nicht nur zu beanspruchen, sondern, wenn es sein mußte, auch zu verteidigen. Von Regierungsseite war ihnen auch immer wieder versichert worden, daß kein Unterschied bestehen dürfte zwischen den Bürgern der freien Republik.

Der Amerikaner der Südstaaten wehrte sich jedoch mit allen Kräften dagegen, daß er mit dem Neger gleichgestellt werden sollte. Was die Regierung in Washington beschloß, kümmerte ihn nicht, er wählte seinen Gouverneur, der zwar das Gesetz hütete, aber in Negerfragen ganz auf dem Standpunkt seiner Wähler stand, und so wurde der schwarze Bruder, den Lincoln befreit hatte, nach wie vor unterdrückt.

Die Deutschen in Foghill billigten nicht in allen Fragen die Anschauung der Amerikaner, hüteten sich aber, öffentlich dagegen Front zu machen. Ueberhaupt war das deutsche Element recht „schlapp“, wie Freund Klein des öfteren sich ausdrückte. In ihren Klubs ging es hoch her in Deutlichkeit, Schillerberherrlichung und dergleichen Sachen mehr. Aber sich offen als selbstbewußte Korporation zu zeigen, dazu fehlte der unerfrorene rücksichtslose Mut, wie ihn zum Beispiel der Engländer und Irländer, ja selbst der Pole und Italiener zeigt.

„Komme Du mit nach St. Louis,“ tröstete Klein, als Robert sich wieder einmal über das passive Wesen der Deutschen aufregte, „da kannst Du erst sehen, was Deutschtum heißt. Da ist ein ganz anderer Zug, die Deutschen sitzen im Stadtrat, im Gericht, sie haben die größten Geschäfte, Zeitungen. Denke doch! Wolphus Busch, der Brauerkönig, ist ein guter Deutscher, der wird saugrob, wenn man seinen Namen ohne das c schreibt.“

Robert lachte über die helle Begeisterung seines Freundes, der den Paradeschritt der Preußen und das schneidige Beamtenwesen so gründlich haßte und doch ein so guter Deutscher geblieben war. Er versprach ihm, sobald er wieder weiter wandern würde, solle St. Louis sein Ziel sein. Sie waren in die Nähe des Bahnhofes gekommen, wo eben ein langer Güterzug vom Norden einlief.

Klein blieb auf dem Hügel, den sie eben überschreiten wollten, stehen und blickte nachdenklich auf die vorbeifahrenden Wagen.

„Sieh mal, wie der Schnee auf den Wagen liegt; da oben, wo die Herkommen, ist es kalt und frostig. Also bleiben wir im ionnigen Süden; wärmen wir uns aus! Wenn der Frühling ins Land kommt, dann gehen wir nach St. Louis.“

Nach Neujahr zog auch in Foghill der Winter ein, das heißt, es wurde kühl und stürmisch. Ende Januar schneite es auch einmal während der Nacht, doch die Sonne schmolz den Schnee in kurzer Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ministerium des Innern im Zellenstaat.

Mit der Korrelation der Teile im Organismus ist es eine eigene Sache. Sie ist in jedem gesunden Zellenstaat genau so vorhanden wie in jedem gesunden Menschenstaat, es steht auch fest, daß sie während des Embryonallebens zugleich mit Haut und Haaren, Gehirn und allen anderen Organen aus der Eizelle entwickelt wird. Ganz allmählich wächst der Körper, diese Milliarden-schar eigenwilliger Zellindividuen, ohne fremdes Zutun in sie hinein und erwirbt damit jenen Grad von Einheit und Zweckmäßigkeit, den wir am fertigen Organismus bewundern. Allein diese Einheit ist nicht nur das bewunderungswürdige Endprodukt einer unabsehbaren Reihe verwickelter Entfaltungsprozesse, sie ist auch eine Vergänglichkeit. Mitten im Leben kann ein winziges Zellengruppchen an irgend welchen Instimmigkeiten eine Wunde empfangen, es gerät in Konkurs, andere Zellengruppchen, die mit ihm zu einer Interessengemeinschaft verbunden sind, stellen notgedrungen

ihre Zahlungen ein und bald weigern sich ganze Organe, unter den obwaltenden Bedingungen auch nur einen Finger noch zum Wohl des Ganzen zu rühren, die Folge ist der Ausbruch einer wirtschaftlichen Revolution, an der der Zellenstaat so sicher zugrunde geht, wie ein Menschenstaat. Sind wir aber erst soweit gelangt, so erhebt sich ganz von selber die Frage, wie die aus so heterogenen Elementen zusammengesetzte Zellrepublik für gewöhnlich in jenem Zustand der Zweckmäßigkeit sich erhalte, in dem der Körper als lebenskräftiger Organismus vom Ei an die Außenwelt übergeben wird.

In jedem See, wo eine Vielheit mannigfacher Tier- und Pflanzenwesen in einer Art republikanischer Sozietät zusammenlebt, liegen die Verhältnisse einfach. Jeder Bürger ist als Nahrungstoff für einen andern da, — das gibt den verschiedenartigen Lebewesen den Zusammenhalt und der Gemeinschaft ihr soziales Gepräge. Auf so primitiven Grundlagen ist der Zellenstaat nicht aufgebaut. Er ist nicht nur eine Ernährungsgemeinschaft, sondern tritt nach außen auch als Arbeitsgemeinschaft auf, stellt sich, trotz seiner Zusammensetzung aus Teilen, wie ein unteilbares vor die Umwelt hin, erscheint wie eine Person mit einem Willen. Wo durch diese Bindung vollbracht?

Lange hat man geglaubt, der Himmelvater des fertigen Organismus sei das Nervensystem. Der gegenseitige Verkehr räumlich getrennter Organe, ihre zweckmäßige Funktion, das Zusammengehen und Sichunterstützen der Großen und Kleinen, der Nahen und Fernen bei jeder Leistung, die Einleitung von Aktionen der Selbsthilfe nach Katastrophen und der Wiederaufbau verloren gegangener Teile von funktionell durchaus anders gearteten Zellgemeinschaften her, kurz die Leitung der gesamten sozialen Organisation, welche die Entwicklung geschaffen hat, werde besorgt von den abenteuerlichen Mark- und Nindenzellen jenes grauen Baumes, der in allen Fugen des Leibes verwurzelt ist und in unseren Sinnesorganen seine vielverflochtenen Zweige zur Oberwelt schiebt, um sich ständig über ihre „Stimmung“ in Kenntnis zu halten. Nichts geschähe im Körper, was hier nicht vorher beraten sei, und wenn irgend einer der Augenposten an einen anderen ein Anliegen habe, so könne er nicht gehört werden, es sei denn durch Vermittlung der Nervenzentrale. Diese Auffassung ist noch heute so populär, daß es mir nützlich scheint, einmal davon zu erzählen, wie verkehrt sie in der Einseitigkeit ist, die ihr anhaftet. Wir haben nämlich in unserem Körper während der letzten Jahre eine ganze Reihe von Organen kennen gelernt, die über große Entfernungen hinweg ohne Mitwirkung des p. t. Nervensystems mit der gesamten Untertanenchaft einen sehr regen Verkehr unterhalten und ganze Landschaften durchaus selbständig regieren. Zur Vermittlung dieses Verkehrs dient den beteiligten Stellen ein Stab von Privatkurierern, die durch das Blutgefäß des Körpers an ihren Bestimmungsort ziehen und dort in Form geheimnisvoll chiffrierter chemischer Vorkraften die Meldungen abgeben, welche die jeweilige Zentrale an den Mann auf dem Außenposten zu bestellen hat. Dieser handelt nach den Anweisungen, die er empfangt, und erst, wenn die Weisung bereits vollzogen oder im Gang ist, erfährt auch das Gehirn etwas von dem, was die Ministerien auf eigene Faust, zum Wohlergehen des Ganzen, ins Werk gesetzt haben. Das p. t. Gehirn hat nichts zu tun, als von jenen Veränderungen Notiz zu nehmen und dafür zu sorgen, daß der neue Stand der Dinge im ganzen Zellenstaate bekannt wird.

Eines dieser merkwürdigen Organe ist die Nebenniere. Sie liegt als kleines paariges Gebilde neben den Nieren und steht bei Physiologen und Medizinern Augenblicklich so in Gunst, daß schier jeder Tag neue Arbeiten über sie an die Öffentlichkeit bringt. Viele dieser Aufzeichnungen werden nur ein Eintagsbasen haben, andere aber sind so und so oft bestätigt, daß dieses Drüsenorgan heute fast wie ein ungekrönter König erscheint.

Wie schon angedeutet wurde, übt das ziemlich unscheinbare Gebilde seine Nebenregierung unter Benutzung der Blutgefäßwege aus, und zwar übergibt es ihnen auf Grund der Meldungen, die teils in Form von Nerventelegrammen, teils mit dem ankommenden Blut in Form chemischer Geheimberichte aus allen Zonen des Reiches beständig bei ihm einlaufen — jede Zelle verfehlt ja ganz bestimmte Säfte ins zirkulierende Blut und kann sich dadurch an sehr abgelegenen Stellen bemerkbar machen — übergibt also den Blutbahnen in wechselnden Portionen einen Stoff, den es selber herstellt. Er wurde von Physiologen Adrenalin getauft, ist in seiner Zusammensetzung genau bekannt und hat die Eigenschaft, die Endapparate des systematischen Nervensystems genau so zu erregen, wie ein elektrischer Reiz, mit dem der zugehörige Nervenstrang vom Rückenmark aus überschüttet wird. Da nun im Machtbereich des sympathischen Nervensystems alle Eingeweideorgane liegen und die automatische Funktion des Herzens, der Muskeln, des Darmes, der Blutgefäße, die Lebertätigkeit usw. von dort geregelt wird, so hat jene Eigentümlichkeit des Nebennierenproduktes praktisch zur Folge, daß Hirn und Rückenmark von der Sorge um die Ordnung des Geschäftsbetriebes innerhalb des gesamten Eingeweidesystems entbunden werden und die Instandhaltung dieser wichtigen inneren Angelegenheiten in der Hauptsache von der Nebenniere — ohne Belästigung der vielgeplagten Nervenstränge — erledigt wird. Wenn also das Herz den roten Lebenssaft in gleichmäßigem Takt durch den Körper pumpt; wenn die Muskeln der Blutgefäßwände, des Dickdarmtröbres usw. jene Spannung haben, die für einen glatten Blutlauf und eine normale Darmarbeit notwendig ist, so verdanken wir das ganze

allein der geordneten Tätigkeit dieser Drüsen und ihrer Hilfsarbeiter. Auch Störungen jeder Art schaffen sie schnell aus dem Wege. Treten beispielsweise in den Hautgeweben Erscheinungen auf, die eine Erhöhung des Blutdruckes wünschbar machen, so geben die Nebennieren, gleich nach Einlauf der Weidung, etwas mehr Adrenalin an die von ihnen wegströmenden Blutwellen ab, und wie auf Befehl beschleunigt das Herz seinen Schlag und steigt die Muskelspannung in den Gefäßen, ohne daß das Hirn sich zu bemühen braucht. Umgekehrt stellen sich bei Entfernung der Nebennieren Herzschwäche und Gefäßerschaffung ein. Diese krankhaften Störungen können sofort wieder beseitigt werden, wenn dem nebennierenlosen Geschöpf etwas Adrenalin eingespritzt wird, und die Besserung hält an, bis die künstlich zugeführten Hormone verbraucht sind. Nebenbei bemerkt, sind die Adrenalinmengen, die zur Aufrechterhaltung des normalen Blutdruckes von den Nebennieren geliefert werden müssen, nur klein. Viehl hat sie auf 0,003 Milligramm pro Minute berechnet, Trendelenburg maß ebensoviel.

Damit sind aber die Funktionen der Nebennieren noch keineswegs erschöpft. Schon früh in der Entwicklungszeit beginnen sie in das Getriebe des Zellenstaates einzugreifen, ja es steht fest, daß die Embryonalentwicklung beim Fehlen des Nebennierenhormones auf die allerschlimmsten Abwege gerät. Das Hirn beispielsweise, das man so gern als den Sitz der Seele bezeichnet, verfällt unfehlbar dem Kretinismus, wenn die Drüsen in verkümmertem Zustand angelegt werden. Daß sie auch mütterlicherseits für die Entwicklung der Frucht im Mutterleibe von größter Bedeutung sind, geht schon daraus hervor, daß ihr Minderanteil während der Schwangerschaft bedeutend anschwillt. Auch in der nachembryonalen Entwicklungszeit behaupten sie einen überaus wichtigen Platz. Unter anderem ist bekannt, daß ihre Erkrankung regelmäßig eine geschlechtliche Frühreife des Organismus zur Folge hat, d. h. die Entwicklung der Keimdrüsen überhastet sich im Tempo, weil die Fortpflanzungsorgane bei mangelhafter Nebennierenfunktion jede Orientierung über den Reifestand der übrigen Organsysteme des Körpers verlieren, und die Folge ist, daß beim Menschen die Pubertät schon vom zweiten Lebensjahr des Kindes an eintreten kann.

Eine weitere Hauptaufgabe der Nebennieren scheint es zu sein, die Fühlung herzustellen, die im arbeitenden Körper zwischen Muskel und Leber bestehen muß, wenn schwere Anstimmigkeiten vermieden werden sollen. Sobald nämlich die Muskelarbeit beginnt, müssen von der Leber beträchtliche Zuckermengen mobil gemacht werden. Dieser Leberzucker wandert durch die Blutbahn in die Muskeln und wird dort zur Erzeugung von Energie verbraucht. Dabei entstehen saure Substanzen (Kohlensäure, Milchsäure u. a.), die in dem Augenblick, wo sie in den Blutkreislauf übertreten, gleichfalls als Hormone wirken. Indem sie nämlich die Nerven anregen, veranlassen sie eine intensivere Sauerstoffaufnahme und dadurch ihre eigene Fortschaffung aus dem Blute. Außerdem mobilisieren sie aber auch die Nebennierenhormone, und diese wieder regen die Leber zu neuen Zuckersendungen in die Muskelgebiete an. Endlich steht höchstwahrscheinlich die Behaarungsform des Körpers zu ihnen in inniger Beziehung. Sie ist bei fehlerhaftem Bau der Nebenniere äußerst schwach und gewöhnlich verbunden mit einer Art Fettsucht, wie sie von Eunuchen bekannt ist. Keine Adrenalinwirkung liegt aber in diesem Falle nicht vor, ihr Einfluß kombiniert sich vielmehr mit den Hormonwirkungen zweier anderer ähnlichen selbständigen Ministerien des Zellenstaates: der Geschlechtsdrüsen, der Hypophysen, die als ein drüsigter Heiner Anhang des Gehirns zur Mundhöhlendecke heruntersteigt.

So wandelt sich in den Händen einer noch jungen Wissenschaft ein scheinbares Nebenproblem um's andere allmählich in ein rein chemisches um, und es kommen Organe zu Ansehen, von denen der Mensch im Durchschnitt nicht einmal weiß, daß er sie hat.
Dr. Adolf Koelsch.

Kleines Feuilleton.

Platinfundstätten. In den früheren Zeiten war Platin ein wenig geschätztes Metall. Bei den südamerikanischen Goldwägern war es als häufiger Begleiter des Goldes geradezu verhasst, da es die Gewinnung des begehrten gelben Metalles durch seine Beimischung zuweilen bis zur Unmöglichkeit erschwerte. Sie nannten es daher, wie Emil Carthaus in „Himmel und Erde“ (1912, Heft 10) mitteilt, wegen seiner äußeren Wehlichkeit mit dem Silber platina, d. i. kleines, minderwertiges Silber, oder auch platina del Pinto, da es besonders häufig in diesem Flusse gefunden wurde. Obwohl Platinornamente bereits an einer altägyptischen Metallblische aus dem siebenten vorchristlichen Jahrhundert nachgewiesen wurde, gelangte die allgemeine Kenntnis von diesem Erz erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach Europa. Genau beschrieben wurde es 1750 oder 1752, der erste Schmelzriegel daraus wurde 1783 hergestellt. Sogar Münzen wurden daraus geprägt; so gab es in den Jahren 1828 bis 1845 in Rußland sogenannte Platindollars, die indes wieder aus dem Verkehr gezogen wurden.

In der wissenschaftlichen Chemie und Technik ist das Platin unentbehrlich geworden, da es sich durch eine enorme Feuerbeständigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen die meisten chemischen Reagentien auszeichnet. Seine Eigenschaft, nicht zu oxydieren, also keine rostähnlichen Erscheinungen zu zeigen, gibt ihm einen Vorzug vor allen anderen Metallen, die früher in der chemischen Industrie zu Tiegeln verarbeitet wurden.

Die Gesteinsarten, in die das Platin eingebettet ist, sind Glimmerschiefer in Spanien, im westlichen Asturien, und silurischer Schiefer in Neu-Schweden. Den größten Teil, fast 90 Proz. des zurzeit auf der ganzen Erde gebrauchten Platins wird jedoch aus dem Uralgebirge gefördert. Schon 1819 kam Platin von dort nach Petersburg, wurde jedoch erst 1822 als solches erkannt. Es kommt, wie schon erwähnt, zusammen mit Gold vor, doch ist seine Ausbeute relativ gering; beträgt sie doch nur drei bis dreieinviertel Gramm Platin auf eine Tonne (1000 Kilo) Erz. Zuweilen, wenn auch selten, findet man große Stücke von aufsehenerregendem Gewicht. So förderte man 1827 einen Klumpen von 4 1/2 Kilo, 1831 einen solchen von ungefähr 8 Kilo, 1843 sogar ein massives Stück von 9 1/2 Kilo Gewicht. In früheren Zeiten führte Südamerika viel Platin aus, heute nur noch ein einzelner Distrikt in der Republik Kolumbien. In Nordamerika liefern einige Bundesstaaten sowie Kanada ein wenig Platin, doch beziehen die Vereinigten Staaten ihren Hauptbedarf aus Deutschland, wo es hauptsächlich verarbeitet wird. Eigentliche Fundstätten besitzt Deutschland nicht, doch wurde feinerzeit Platin bei Tilsen am Harz in Spuren gefunden; auch der Rheinsand enthält Platin, allerdings nur zu viertausendstel Prozent. Weitere Fundstätten sind Vorneo, Siamatra sowie Birma, von denen namentlich das erstgenannte eine große Ergiebigkeit zu besitzen scheint.

Von besonderer Wichtigkeit ist das Platin für die Zahntechnik. Im Jahre 1901 wurde für diesen Zweck fast die Hälfte des in der ganzen Welt erzeugten Platins gebraucht, während in der chemischen Industrie und in der Elektrochemie (galvanische Elemente, Glühlampen) nur 30 Proz. zur Verwendung gelangten. 1910 betrug die gesamte Weltproduktion 9425 Kilogramm. Der Preis für das Platin ist natürlich sehr hoch; im Dezember v. J. — die Preise wechseln nach Angebot und Nachfrage — kostete das Kilogramm 5800 M., während die deutsche Münze für dieselbe Gewichtsmenge Gold nur 2970 M. zählt. Wenn der Verbrauch an Platin in der Industrie weiter so wie bisher steigt, dürfte, wie Carthaus schreibt, bald eine große Platinnot eintreten und der Preis für dieses Metall in ein bis zwei Jahrhunderten einfach unerschwinglich werden. Doch könnte die Auffindung neuer Fundstätten oder die bessere Ausnutzung der bisherigen diese Katastrophe noch etwas aufschieben. So dürfen sich namentlich die Platinlager auf Vorneo gründlicher ausbeuten lassen, sowie erst die holländische Kolonialschlammerei durch die Einführung rationaler Arbeitsmethoden abgelöst ist. Auch die Auffindung neuer Fundstätten liegt keineswegs außer dem Bereich der Möglichkeit, da das in der Natur vorkommende Rohplatin ein unscheinbares Metall ist, dessen Erkennen für ein Laienauge mit ziemlichen Schwierigkeiten verknüpft ist. hg.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Salpeter, Ammoniak und Aluminium aus — Luft. Die Elektrochemiker sind die eigentlichen Bundesmänner unserer Zeit, so wurde letzthin der „Frankf. Zig.“ anlässlich der Entdeckung des amerikanischen „Mediums“ Mrs. Briedt durch den Professor Virkel and aus Kristiania geschrieben. Mir ist dies klar geworden, als ich vor drei Jahren vor dem mächtigen Salpeterwerke in Norddalen (Südnorwegen) stand, wo nach dem Ede-Virkelandschen Verfahren aus dem Stickstoff der Luft Salpeter erzeugt wird. Wasserfälle mit hunderttausend Pferdestärken sind in den Dienst dieses Unternehmens gestellt. Und wie ich so da stand und mir dachte: diese Luft, die du jetzt ausatmest, sie wird vielleicht von diesen Riesenjägern dort aufgefangen, wird in Stickstoff gewandelt, dann in Salpeter und macht dann als Dünger irgendwo im Schwarzwald oder in Spanien oder an den Küsten des Schwarzen Meeres das Korn reifen, vielleicht gerade jenes Korn, das ich in zwei Jahren als Brot verzehre — dieser Gedanke, daß die von mir in Norwegen ausgeatmete Luft materialisiert wird und irgendwo in fernen Ländern das Korn reifen läßt — das erschien mir damals wie ein Wunder, wie etwas überwältigend Grobartiges.

Und jetzt wird im selben Teile Norwegens ein noch gewaltigeres Wunderwerk geschehen. Eine Gesellschaft, die eben in Bildung begriffen ist, wird dort nach dem Verfahren des französischen Ingenieurs Serpette aus dem Stickstoff der Luft Ammoniak bereiten. Das ist noch nicht so wunderbar. Aber bei dieser Ammoniakbereitung sondert sich in großen Mengen das Rohmaterial zur Herstellung des Aluminiums ab, und der Produzent dieses Metalls soll das neue elektrotechnische Riesenunternehmen dienen. Man denke sich das nur richtig aus: aus Luft wird Aluminium erzeugt. Irgend ein Wanderer in fernen Orient hat einen Aluminiumbecher in der Hand, der aus nordwestlicher Luft hergestellt ist. Und irgendwo in Deutschland fliegt in fünf, sechs Jahren ein neues Zeppelin-Schiff, so ein „Bezwinger der Luft“, der ja auch aus Aluminium hergestellt, also aus nordwestlicher Luft! Ist dies alles nicht wie ein Wunder? Und da gibt es noch Leute, die, um Wunder zu erleben, ein Medium benötigen und ein Geistesprachrohr!